

Werk

Titel: Das heutige Indien

Autor: Wegener, Georg

Ort: Berlin

Jahr: 1911

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1911 | LOG_0170

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

liche Erweiterung vorgezeichneten natürlichen Durchgangsweg durch die Sudeten von Breslau nach Brünn-Wien. Er folgt der Neisse bis auf die engen Mäander des Durchbruchstaes nördlich Glatz, das erst neuerdings von der Eisenbahn aufgesucht wird. Glatz ist eine alte Siedelung, schon von Bedeutung zur slawischen Siedlungsperiode, der auch einzelne Dörfer im Kessel entstammen. Voll besiedelt wurde das Land erst in der deutschen Kolonisationsperiode (nach 1150), in der man in den Tälern sich ansiedelte und den Wald rodete. (Waldhufendörfer, Eisersdorf-Kunzendorf u. s. w.). In den Gebirgsregionen besonders der Plänerschichten findet sich Streusiedelung. Mineralquellen, wie bei Reinerz und Alt-Heide, zeugen von den Nachwirkungen der tektonischen Bewegungen und haben Anlaß zur Gründung von Bädern gegeben.

(Schluß folgt.)

Das heutige Indien.*

Grundlagen und Probleme der britisch-indischen Herrschaft.

Nach Studien und Beobachtungen während der Indien-Reise Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen.

Von Prof. Dr. Georg Wegener in Berlin.

(Schluß.)

Die englische Herrschaft.

Dies ganze ungeheure Indien, dieses Chaos von Rassen, Sprachen, Religionen, historischen Erbschaften, durchwühlt von religiösen Fanatismen, sozialen Vorurteilen, seltsamen Rätseln aller Art, beherrschen also jetzt die Briten, und zwar zu etwa zwei Dritteln des Flächeninhalts unmittelbar; ein Drittel steht noch unter einheimischen Vasallen-Fürsten, die zum Teil unermesslich reich, ehrgeizig, von orientalischer Verschlagenheit sind. Dies Drittel des Landes beherbergt freilich nicht auch ein Drittel, sondern nur weniger als ein Viertel der Bevölkerung Indiens (1901: 62 461 549), eine Ziffer, die ohne weiteres klar macht, wieviel weniger reich und fruchtbar die den einheimischen Fürsten belassenen Territorien gegenüber den unmittelbar britisch verwalteten sind.

Und England herrscht wirklich! Nicht nur dem Namen nach, wie Holland in so vielen Teilen seines hinterindischen Kolonialbesitzes, nicht nur in Kompromissen. Jeder, der durch Indien gereist ist, hat gefühlt, daß die englische Macht in entlegensten Teilen des Landes wirksam ist, wenn

*) Vortrag, gehalten in der Allgemeinen Sitzung vom 9. Juni 1911.

sie auch für unsere deutschen Begriffe erstaunlich wenig nach außen in Erscheinung tritt. Die terroristischen Attentate der letzten Zeit beweisen für eine Erschütterung dieser Macht einstweilen ebenso wenig, wie etwa die Sabotageakte für die der französischen Staatsordnung.

Diese Herrschaft der Engländer in Indien ist um so bewundernswerter, als sie mit einer so verblüffend geringen Machtentfaltung ausgeübt wird. Die Anzahl der weißen Truppen in Indien, d. h. der einzigen, deren England unbedingt sicher sein darf, ist nicht größer als (am 1. April 1910) 74 287 Mann unter 6293 britischen Offizieren; gegenüber einem 300 Millionen-Volk eine fast lächerlich erscheinende Handvoll von Menschen. Zwar halten die Engländer daneben noch eine fast doppelt so große Eingeborenen-Armee, insgesamt 152 234 Mann, einschließlich der eingeborenen Offiziere, die auch vorzüglich geübt und bewaffnet ist. Allein das ist eine zweischneidige Waffe, die sich auch gelegentlich gegen sie selbst kehren kann, wie sie es mehrfach, am gefährlichsten bei dem Militäraufstand von 1857, getan hat, und die dann um so furchtbarer wird, je besser sie von ihnen ausgebildet ist.

Wenn man das überlegt und auf der anderen Seite die ungeheuere Welt Indien mit all ihren Rätseln sich vergegenwärtigt, dann würdigt man das Wort, das Lord Curzon in einer seiner Reden einmal brauchte: „Wir Engländer sind in Indien in Wahrheit nicht mehr als wie ein wenig Schaum auf einem unergründeten dunklen Ozean“.

Wie ist es nun möglich, daß England eine solche Herrschaft aufrichten konnte? Wie möglich, daß es sie bis heute aufrecht erhält?

Eine Reihe von Antworten kann darauf gegeben werden.

Ein Hauptgrund ist das mangelnde politische Interesse des Volkes. Achtzig bis neunzig Prozent der indischen Bevölkerung sind Ackerbauer niedrigster Lebenshaltung, deren Horizont nicht über des Tages Notdurft hinausgeht, und die auch seit Jahrtausenden daran gewöhnt sind, von wechselnden Gewalten beherrscht und bedrückt zu werden. Eine ähnliche Erscheinung haben wir ja in China, wo auch eine an sich intelligente — überdies dort sogar ungleich einheitlichere — Bevölkerung von mehreren hundert Millionen sich fast drei Jahrhunderte lang von einem fremden, der Zahl nach verschwindenden Volksstamm, den Mandschu, hat beherrschen lassen.

Verstärkt wird dies mangelnde politische Interesse des Volkes in Indien noch durch die Hindu-Religion, die, wie erwähnt, den Gläubigen die Realitäten des äußeren Lebens verachten lehrt.

Ein positives Mittel, mit dem dies gewaltige Reich geschaffen wurde, und mit dem es auch erhalten wird, ist die überaus geschickte Anwendung des Grundsatzes, mit dem auch einst die alten Römer ihr „Weltreich“ auf einer ähnlich kleinen Basis, wie die Engländer das ihre, erbauten,

des: „*Divide et impera*“. Mit einer erstaunlichen, fast instinktiven, durch lange Gewöhnung dem englischen Volke schon in Fleisch und Blut übergegangenen Meisterschaft spielen sie alle die zahllosen, in der indischen Bevölkerung vorhandenen Gegensätze, Vorurteile, Eifersüchte gegeneinander aus: Volk gegen Volk, Religion gegen Religion, Kaste gegen Kaste, Fürst gegen Fürst.

Am klarsten erkennt man das bei der Einrichtung ihrer Eingeborenen-Armee. Sie bilden sie so, daß die größeren Verbände stets aus verschiedenen Nationalitäten, Kasten, Religionen, Sprachstämmen zusammengesetzt sind, die sich nicht verstehen, oder deren gegenseitiger Haß größer ist als der gegen den gemeinsamen Herrn, daß also weiterreichende Verschwörungen — wie 1857 — sehr schwierig sind und infolge der inneren Eifersüchteleien leicht zur Anzeige kommen.

Politisch stützen sie sich neuerdings ganz besonders auf die Muhammedaner, gegen die sich die moderne Reaktion des Hinduismus, von der wir noch zu sprechen haben werden, nicht minder als gegen die weißen Herren richtet, und die in ihrer Minorität gegenüber den Hindu und in dem Gefühl ihrer geringeren geistigen Gewandtheit in der Anlehnung an die englische Oberhoheit jetzt einen natürlichen Halt sehen.

Ein anderes Mittel der Engländer ist ein negatives, das auch wiederum die Römer ihrerzeit mit sicherem Instinkt befolgt haben, nämlich die peinlichste Vorsicht in allen religiösen Fragen. Die Engländer, daheim so eifrige Schwärmer für die christliche Mission, behandeln in Indien alle einheimisch religiösen Anschauungen so sehr als „Tabu“, daß ich von dortigen Missionaren die Klage gehört habe, die Justiz z. B. sei *in dubio* stets parteiisch für die „heidnische“ Seite.

Nicht immer ist diese Vorsicht in richtiger Weise geübt worden, und das hat für England die schwersten, lehrreichsten Folgen gezeitigt. Für den schon öfter berührten großen Militäraufstand von 1857, die bedrohlichste Katastrophe, die die englische Herrschaft in Indien bisher zu überstehen gehabt hat, ist, wenn auch nicht die tiefste Ursache, doch eine wichtige Veranlassung zum Ausbruch eine solche Unvorsichtigkeit gewesen. Damals war die Eingeborenen-Truppe der großen Garnison Mirat bei Delhi aus Muhammedanern und Hindu zusammengesetzt. Unter diese wurden neue Patronen verteilt, die nach damaliger Sitte abgebissen werden mußten, und die mit Rinder- und Schweinetalg eingefettet waren. Nun ist aber das Rind für den Hindu unermesslich heilig, und um keinen Preis darf etwas von ihm gegessen werden. Umgekehrt ist für den Muhammedaner bekanntlich das Schwein das unheiligste, ekelhafteste, was es gibt, und sein Genuß ist im Koran aufs strengste verboten. So kamen aus ganz zwei verschiedenen Ursachen die beiden Truppenteile zu der Überzeugung, ihr Seelenheil solle

ihnen durch diese Patronen geraubt werden, und sie flammten in gemeinsamem Hasse auf gegen den weißen Herrn; wie ein Wildfeuer verbreitete sich der Aufruhr durch die Garnisonen Nord-Indiens. Die englische Herrschaft in Indien wäre zusammengebrochen, wenn nicht die hinduistische Kriegersekte der Sikhs im Pandschab, zum Teil aus unvergessenem Haß gegen die ehemalige muhammedanische Bedrückung, den Engländern treu und die dravidische Bevölkerung Süd-Indiens teilnahmslos geblieben wäre.

Die Engländer gehen heute daher in dieser Vorsicht in religiösen Dingen so weit, daß sie selbst wichtige öffentliche Maßnahmen, die sie sehr wohl als durchaus notwendig erkennen, doch unterlassen aus Sorge um religiöse Schwierigkeiten. Ein Beispiel dafür ist die Behandlung der Pest. Als ich Anfang 1898 zum erstenmal in Indien weilte, war die Krankheit erst vor zwei Jahren ausgebrochen. Mit einer bewundernswerten Tatkraft hatte sich die englische Verwaltung dem Feinde entgegengeworfen, suchte durch rasches Aufspüren der Pestfälle in den Häusern, rücksichtslose Quarantäne der Verdächtigen in Absonderungslagern, Desinfektion, Zerstörung der verseuchten Häuser, Massenimpfungen der Gefährdeten und hingebende Pflege der Kranken in Hospitälern, deren vorzügliche Einrichtung ich kennen lernte, die Gefahr zu ersticken. In Menge waren Ärzte und Pfleger und Pflegerinnen, zum Teil aus besten Familien, übers Meer herbeigeeilt, um sich in den Dienst dieses heroischen Kampfes zu stellen. Eine freudige Hoffnung beseelte anfangs alle, daß es gelingen würde, der Seuche Herr zu werden. Leider zeigten sich aber damals schon die Vorzeichen, daß man durch die notwendigerweise allerlei Religions- und Kastenvorurteile verletzenden Eingriffe in das Privatleben auf dem Wege war, einen gefährlichen Aufruhr hervorzurufen. Volkszusammenrottungen, Morde von Ärzten und Gesundheitsbeamten traten ein. Erschreckt hielt die Verwaltung schließlich inne auf diesem Wege der Energie, der einzig zum Ziele führen konnte, begnügte sich notgedrungen mit lauen und halben Maßregeln; und die Folge war, daß die Krankheit im Laufe der nächsten Jahre in entsetzenerregender Weise anschwell und sich über ganz Indien verbreitete. Als ich 1906 wieder in Indien reiste, war die Zahl der Todesfälle von 57 543 in den ersten zwei Jahren (1896—1897) auf über eine Million im Jahr (1905 = 1 069 140) angeschwollen, und sie hat 1907 diese Ziffer mit 1 315 892 Todesfällen noch überschritten. Nach einem vorübergehenden hoffnungsvollen Rückschlag (1908: 156 480, 1909: 178 808) scheint sie von neuem im Vorschreiten. 1910 starben 511 202 Menschen, 1911, für das noch keine abschließenden Ziffern vorliegen, dürfte eine wesentlich höhere Zahl herauskommen. Man denke, daß in der einen Woche des Februar,

in der wir gerade die United Provinces Agra und Oudh bereisten, in dieser Provinz allein 11 140 Todesfälle an Pest registriert wurden!

Noch eine weitere Erklärung für die englische Herrenstellung in Indien ist zweifellos das ganz besondere Verwaltungsgenie, das den Engländern — genau wie einst den Römern — eigen ist. Nicht ihr kaufmännisches Talent ist ihre größte Begabung, darin haben sie Rivalen; unerreicht sind sie in ihrer instinktiven Befähigung für Organisation und Verwaltung.

Sein indisches Kaiserreich regiert England, dies Musterland des Liberalismus daheim und in seinen weißen Siedelungs-Kolonien, ganz autokratisch. Der Vizekönig in Kalkutta, der von der Krone, gewohnheitsmäßig auf vier Jahre, ernannt wird, ist mit diktatorischer Gewalt bekleidet, in der richtigen Erkenntnis, daß man sich in Indien in einem latenten Kriegszustande befindet. Er hat zwar einen Exekutivrat zur Seite, allein dessen Mitglieder sind in Wahrheit nur Ressortminister für Justiz, Finanzen u. s. w.; ferner einen gesetzgebenden Rat, doch die Majorität in diesem besteht aus von der Regierung ernannten Mitgliedern. Zwischen ihm und dem englischen Parlament, der letzten und höchsten Instanz des ganzen britischen Weltreichs, vermittelt der in London weilende Staatssekretär für Indien. Das gegenseitige Einflußverhältnis zwischen Staatssekretär und Vizekönig wird, wie so vieles in England, mehr durch Gewohnheitsgebrauch, als durch geschriebene Satzungen geregelt. Im allgemeinen kam es bisher darauf an, wer von beiden zufällig als Persönlichkeit der Übertrende war, ob die eigentliche Leitung Indiens mehr in London als Kalkutta lag. Erst in neuester Zeit ist die Machtstellung des Vizekönigs verschiedentlich gelockert worden. Bekannt ist die Loslösung des Höchstkommandierenden der indischen Armee aus der Unterordnung unter ihn, die im Jahre 1905 Lord Curzon, einen der bedeutendsten aller indischen Vizekönige, zur Niederlegung seines Amtes veranlaßte, und die zweifellos eine verhängnisvolle Schmälerung der vizeköniglichen Autorität in den Augen der Inder bedeutet. Ferner ist durch die Morleyschen Reformen von 1908, die besonders im gesetzgebenden Rat eine starke Vermehrung der gewählten, eingeborenen Mitglieder gegenüber den von der Regierung abhängigen schuf, wenn auch die offizielle Majorität noch immer gewahrt blieb, doch die Notwendigkeit einer breiteren Erörterung der Regierungsmaßnahmen in parlamentarischen Formen herbeigeführt worden. Endlich scheint sich das Einflußverhältnis zwischen Vizekönig und Staatssekretär immer mehr zugunsten des letzteren zu verschieben, als eine natürlich sich entwickelnde Folge der rascheren Verbindung Indiens mit dem Mutterlande durch Dampfschiffe, Suez-Kanal und Telegraph. Auch das wird von alten Kennern Indiens nicht für günstig erachtet.

Die Zügel, mit denen der Vizekönig das ihm anvertraute Land lenkt,

ist der Beamtenkörper des sogenannten Indian Civil Service. Die Zahl der Beamten, die die Stellen dieses höheren Verwaltungsdienstes innehaben, ist sehr gering, kaum tausend im ganzen, aber sie gelten mit Recht als ausgezeichnet. Der Indian Civil Service ist vielleicht der höchstbezahlte staatliche Beamtendienst der Erde. England hat seit langem die große Klugheit, seine kolonialen Beamten besonders gut zu stellen. Infolgedessen bekommt es nicht, wie so vielfach bei anderen kolonisierenden Völkern geschehen, diejenigen heimischen Elemente in die Kolonien, die zu Hause nicht zu brauchen sind, sondern im Gegenteil eine Auslese der Besten, und kann höchste Vorbildungsforderungen stellen. Ferner ist Bedingung, daß die Bewerber 22—24 Jahre alt sein müssen. Sie kommen also in frischester körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit und in jungem Feuereifer in diese verantwortungsreichen Stellungen, die ihnen Gelegenheit geben, das ganze spezifische Talent ihrer Rasse für Organisation und Verwaltung zu entfalten. Es ist erstaunlich, welchen Pflichten solch ein junger, eben von der Universität gekommener Mann gerecht zu werden hat. Oft über eine Bevölkerung von mehreren Millionen gesetzt, zuweilen beinahe der einzige Weiße in seinem Bezirk, ist er zugleich Verteiler der Steuern, wie ihr Beitreiber; hat für Brücken, Wege, Dämme zu sorgen, ist in vielen Fällen zugleich erste juristische Instanz, muß die öffentliche Sicherheit aufrecht erhalten, für die gesundheitlichen Verhältnisse eintreten; er muß eine oft sehr ausgebreitete statistische Arbeit leisten u. s. w. Auch politisch muß er das Auge der Regierung sein, um etwaige Unruhen im Keime zu erspähen und womöglich zu ersticken, meist ohne positive Macht hinter sich, rein durch die Einwirkung seines Charakters und durch die Raschheit seines Handelns. Ganz besonders verantwortungsvoll und schwierig sind die Stellungen der englischen Residenten an den indischen Fürstenhöfen, die diese politisch nach den Wünschen Englands zu gängeln haben. Die Beamten der Civil Service zeigen den Engländer von seiner besten Seite, und wer die Freude hat, ihnen näherzutreten, erkennt mit Bewunderung, welch eine Summe von innerer Hingabe, wortlos geübter Pflicht, Integrität und Liebe zu dem anvertrauten Volke von diesen in oft einsame, heiße, fiebergefährliche Gegenden verschlagenen Leuten geleistet wird.

Indiens Bedeutung für England.

Welchen Nutzen hat nun England von Indien?

Diese weitschauende Frage kann aus Raumgründen nur in ganz kurzen Stichworten beantwortet werden.

Das indische Kaiserreich ist der großartigste, für Englands Prestige wichtigste Teil seines weltumspannenden Kolonialreichs. Insbesondere ist

es die Grundlage seiner politischen Stellung in der Osthälfte der „Alten Welt“. In seiner Lage beherrscht es den Suez-Weg nach Ost-Asien sowohl wie nach Australien, es gibt Englands Besitzungen in Süd-Asien, Ost- und Süd-Afrika und Australien erst den festen Halt und Zusammenschluß, und ist die Grundlage englischen Einflusses in Persien, Inner-Asien, Hinter-Indien und China. — Die indische Armee ist das bedeutendste Landheer, das England unterhält. Bereits wiederholt, in China, in Süd-Afrika, hat England auch die eingeborenen indischen Truppen außerhalb Indiens zu gesamt-englischen Kriegszwecken verwendet. — Nicht minder wichtig ist die Lieferung friedlichen Menschenmaterials. Der Überschuß von Indiens Millionenmassen stellt die unentbehrlichen und für andere Völker so schwer zu beschaffenden Arbeiterscharen zur Entwicklung auch der sonstigen Tropenkolonien Englands: für die Teepflanzungen Ceylons, die Gummipflanzungen und Zinnminen der Halbinsel Malakka, für die Goldfelder Süd-Afrikas, die Tropenkulturen von Mauritius, die Fidschi-Inseln, Guyana, die Antillen u. s. w. — Für das Mutterland ist Indien in großartigem Maßstabe ebenso-wohl Erzeuger von Nahrungsmitteln: Weizen, Reis, Kolonialwaren und Rohmaterial, insbesondere Baumwolle, für die englische Industrie, wie umgekehrt Verbraucher englischer Gewerbeerzeugnisse. Der aus beiden Bewegungen sich ergebende englisch-indische Handel beträgt ein Drittel des gesamten Außenhandels von Großbritannien. — Innerhalb seiner Grenzen selbst bietet Indien dem englischen Kapital ein riesenhaftes Arbeitsfeld. Nicht weniger als rund sieben Milliarden Mark britischen Geldes arbeiten in indischen Eisenbahnen, Berieselungskanälen, Pflanzungen, Spinnereien, Minen u. s. w. — Die Steuerkraft des Landes zahlt nicht nur die ganze indische Armee und Verwaltung, so daß zahlreiche Kinder Groß-Britanniens dadurch ihren Lebensunterhalt in Indien selbst finden, sondern auch hohe Pensionen, die meist im Mutterlande selbst verzehrt werden. — Endlich aber, und ich möchte diesen Wert eines so gewaltigen Kolonialbesitzes wie Indien besonders hoch anschlagen, bietet es für ein Land mit tatkräftigem Geschlecht dessen tüchtigsten Söhnen, die in den engen Verhältnissen daheim sonst zum Teil verkümmern würden, ein unvergleichliches Feld der Betätigung, der Befriedigung männlichen Ehrgeizes, der Entwicklung von Entschlußfähigkeit und Verantwortlichkeit, der Ausbildung zu vollen Persönlichkeiten. Die hier gewonnenen Charaktereigenschaften führen diese Männer dann durch Vererbung als wertvollsten Schatz der Gesamtart ihrer Nation zu.

Englands Leistungen für Indien.

Was leistet nun England seinerseits für Indien? Wieweit also rechtfertigt es seine Unterjochung Indiens moralisch?

Auch zur Beantwortung dieser Frage müssen kurze Andeutungen genügen.

Eine Ziffer allein spricht hier Bände. Im Jahre 1800 betrug die Bevölkerung Indiens rund 100 Millionen, im Jahre 1900 rund 300 Millionen. Dies kolossale Wachstum ist eine einfache Folge des Friedens und der Sicherheit für Leben und Eigentum, die Englands Oberherrschaft während dieser Zeit im größten Teil Indiens gewährleistet hat, einen Zustand, wie ihn Indien nie zuvor kennen gelernt hatte, ja wie er auch in Europa während dieser Zeit nicht in solchem Umfang geherrscht hat. — Während dieser Zeit sind auch sonst die materiellen Kräfte Indiens durch englische Tatkraft in bewundernswerter Weise entwickelt worden. Es bedarf nur des Anblicks der schiffewimmelnden Häfen eines Bombay, Madras, Kalkutta oder ihrer glänzenden öffentlichen Paläste, um das zu empfinden. Es bedarf nur eines Hinweises auf das großartige Eisenbahnnetz des Landes, das an Kilometerzahl schon dem des Mutterlandes nahekommt, oder auf das grandiose Kanalisationssystem, das heute schon alles übertrifft, was in anderen Ländern in dieser Hinsicht besteht. — Hierzu tritt die Schaffung einer einheitlichen und doch den Eigenheiten einzelner Volksteile nach Möglichkeit Rechnung tragenden Rechtspflege, zu deren Ausübung auch die Eingeborenen selbst in großem Umfang herangezogen werden, und die bei allen begreiflichen Mängeln, die aus der ungeheuren Mannigfaltigkeit der indischen Völkerwelt entspringen, doch zweifellos besser ist, als alle frühere in Indien. — Weiter das großartige Werk eines einheitlichen und europäisch soliden Münzwesens, eines vorzüglich und sehr billig arbeitenden Post- und Telegraphendienstes. — Sodann die Unterrichtsanstalten, Universitäten und Schulen, die England unterhält und anregt. Wir werden auf diesen Punkt in späterem Zusammenhang noch besonders zurückzukommen haben. — Das öffentliche Gesundheitswesen, das ebenfalls zweifellos ungleich besser ist, als frühere Herren Indiens sich überhaupt träumen ließen. — Die Fürsorge für die Hungersnöte, für die das gleiche zu sagen ist.

Alles dies gilt zunächst für die unmittelbar unter englischer Verwaltung stehenden Landesteile. Nicht zu vergessen aber ist der Einfluß, den England auf all diesen Gebieten auch auf die Regierungen der Vasallen-Fürsten, sei es durch sein bloßes Vorbild, sei es durch mehr oder minder sanften Druck ausübt.

Mit Recht endlich ist als eines der wertvollsten Geschenke, das die englischen Herren dem indischen Volk gebracht haben, der dem Orientalen ganz neue Begriff einer selbstlosen Hingabe der Persönlichkeit an ein öffentliches Interesse, das Beispiel eines makellosen Dienstes für das allgemeine Wohl.

Die Ursachen der gegenwärtigen Unruhen.

Wie kommt es nun, daß trotz all dieser Segnungen in Indien unzweifelhaft eine stetig wachsende und allmählich wirklich drohend gewordene Mißstimmung gegen die Engländer herrscht? Und welches sind die Aussichten Englands, dieser Mißstimmung begegnen zu können?

Dies sogenannte „Indische Problem“ setzt sich, wie sich bei einer so vielgestaltigen Welt ja von vornherein vermuten läßt, aus einer verwirrenden Fülle von Einzelproblemen, oft schwierigster Art, zusammen. Nur die hauptsächlichsten davon können hier berührt werden.

Ein Grund der Unzufriedenheit gegen Englands Herrschaft in Indien, in Wahrheit der natürlichste und entscheidendste von allen, liegt ja auf der Hand, obwohl er in der öffentlichen Erörterung dieser Fragen gern vermieden wird. Es handelt sich hier doch nun einmal um die gewaltsame Beherrschung einer Volksmasse durch eine stammfremde andere. In dieser Tatsache ist eine Menge unlösbarer Schwierigkeiten an sich gegeben. Es versteht sich von selbst, daß diese Beherrschung in allererster Linie im Interesse des Mutterlandes — oder des Herrenlandes, wie man richtiger sagen sollte — geschehen muß. Nur so weit immer kann das Wohl der Inder das Ziel derselben sein, als nicht die vitalsten Interessen Englands dadurch geschädigt werden. Jeder Politiker der anders handelt, würde ein Verräter an seinem Vaterlande sein.

In einem solchen Verhältnis ist nun eine wirkliche Liebe der Unterworfenen zu den Herrschenden einfach nicht möglich. Das Herrenvolk mag für die Entwicklung des unterworfenen tun, was es will, ein Gefühl der Dankbarkeit wird es in diesen Fällen nicht geben und hat es nie gegeben. Es mag noch so offenbar sein, daß der Nutzen, den das Herrenvolk aus dem Lande zieht, von den Unterworfenen niemals selbst würde gewonnen werden können; sie werden doch immer die Überzeugung haben, daß er ein Raub an ihnen sei. Um so weniger gerade ist ein gutes Verhältnis möglich, je höher das Herrenvolk das unterworfenen kulturell hebt und damit dessen Stolz und Selbstachtung steigert. Auch in England — und gerade da — bestehen schwärmerische Richtungen, die fordern, England müsse Indien einzig und allein „*for the goods of the Indians*“ regieren, dann würde unauslöschliche Dankbarkeit die indischen Völker von selbst an das englische Weltreich binden. Solche Meinungen sind weldfremde Narrheiten, besonders im Orient.

Erschwert wird die Entstehung eines freundlichen Verhältnisses hier noch dadurch, daß der Engländer selbst jede intimere gesellschaftliche Berührung mit der farbigen Rasse grundsätzlich ablehnt. Schon ein Tropfen farbigen Blutes in den Adern schließt von der besseren englischen

Gesellschaft in Indien nahezu völlig aus; eine Heirat mit einer Inderin macht den Weißen gesellschaftlich unmöglich. Die Engländer handeln da instinktiv ganz wie einst die Arier, die aus dem gleichen Grunde das Kastenwesen schufen, nämlich in dem richtigen Gefühl, nur durch Reinhaltung ihrer Rasse sich unter der an Zahl überlegenen Bevölkerung behaupten zu können.

Die Bitterkeit, die daraus sich für die höher stehenden Inder ergibt, wird neuerdings dadurch noch vermehrt, daß sehr viel mehr Angehörige niederer Volksklassen aus England nach Indien kommen, die durch untergeordnete Beschäftigungen das Ansehen der weißen Herrenrasse schädigen, dabei aber genau den gleichen Hochmut wie die höheren besitzen, nur ihn noch viel brutaler äußern. Auch die verächtliche Behandlung, die die indischen Auswanderer in anderen Teilen des englischen Weltreichs erfahren, trägt zur Verschärfung dieser Stimmung bei.

Endlich bewirkt eigentümlicher- und doch verständlicher Weise gerade die immer besser werdende Verbindung Indiens mit England durch die moderne Entwicklung der Verkehrsmittel eine Vergrößerung statt eine Verminderung der Kluft, die die Engländer von den Indern trennt.

Wenn nämlich in früheren Zeiten ein Engländer eine indische Laufbahn einschlug, so wußte er, wie Lord Roberts in seinem Buche „Twenty one years in India“ richtig betont, daß er für viele Jahre überhaupt nicht wieder heimkehren werde und seinen ganzen Interessenskreis in Indien zu suchen habe. Er lebte sich infolgedessen ganz anders in Indien und in das Verständnis der Inder ein, als heutzutage. Heute hat die große Beschleunigung der Reise nach England und die innigere geistige Verknüpfung des in Indien lebenden Engländers mit der Heimat durch Post, Telegraph, Zeitungen u. s. f. es mit sich gebracht, daß jeder mögliche Urlaub in Europa zugebracht und daß die ganze Interessenwelt der Heimat in Indien weitergepflegt wird. Natürlich leidet darunter das Verständnis Indiens und der Inder immer mehr. — Eine Änderung all dieser Verhältnisse ist nicht zu erwarten und so auch nicht die ihrer Folgen.

Eine andere Ursache der Unzufriedenheiten in Indien beruht gerade auf einer Erscheinung, die wir vorhin als einen Beweis der Verdienstlichkeit der englischen Herrschaft bezeichnet haben: der gewaltigen Volksvermehrung infolge der *pax britannica*. Indien ist in vielen Gegenden, gerade den fruchtbarsten, bereits derartig überbevölkert, daß der Boden, wie schon bei Besprechung des Klimas erwähnt, die Besiedler kaum noch in günstigen Jahren ausreichend ernähren kann, in ungünstigen nicht mehr. Das traditionelle Haften des Bauern an seiner Scholle, ferner seine subjektive Schwerfälligkeit, aber auch die objektive Schwierigkeit, anderen Lebensunterhalt zu finden, steigert dies Verhältnis noch. Und so muß man in Indien mit von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Hungers-

nöten geradezu wie mit einer unausweichlichen Naturerscheinung rechnen, deren Folgen man wohl entgentreten kann, nicht aber ihr selbst.

Es muß anerkannt werden, daß seit einigen Jahrzehnten von seiten Englands außerordentlich viel gegen die Hungersnöte getan wird. Jedes Jahr wird in das Budget Indiens ein Betrag von 15 Millionen Rupien als Hungersnotfonds eingesetzt. Tritt in dem Jahr keine solche Katastrophe ein, so wird er nicht etwa im nächsten weggelassen, sondern zu dem gleichen hinzugeschlagen, so daß dann 30 Millionen zur sofortigen Verfügung stehen u. s. f. Kommt irgendwo eine Hungersnot, so werden in der betroffenen Gegend sofort die umfassendsten Maßregeln getroffen. Gewöhnlich drei: Steuernachlaß, Lebensmittelzufuhr, Notstandsarbeiten. Die starke Verdichtung des Eisenbahn- und Wegenetzes macht heute fast überall hin rasche Zufuhr von Lebensmitteln möglich, so daß ein wirkliches Verhungern größerer Menschenmengen, wie es früher, vielleicht zur gleichen Zeit, wo andere Gegenden Massen von Nahrungsmitteln ausführten, eintrat, heute so ziemlich ausgeschlossen ist. Besonders nützlich sind die Notstandsarbeiten, die man möglichst durch die von der Hungersnot Betroffenen selbst ausführen läßt, schon weil es zu Unzuträglichkeiten führen müßte, wenn man sie ganz umsonst fütterte. Man baut z. B. neue Bahnen, Wege, Stauteiche, Berieselungsanlagen, um damit zugleich diese Gegend gegen eine Wiederholung des Übels sicher zu stellen.

Nicht nur in seinen unmittelbaren Besitzungen verfährt England so, sondern es veranlaßt auch die einheimischen Fürsten zu ähnlichen Maßregeln. Ich konnte im Jahre 1906 gerade im Staate Jaipur die Vorkehrungen gegen eine damals drohende Hungersnot eingehender studieren. An ihrer Spitze stand der Chef des Transportwesens des Maharadscha, der Mayor Dhanpat Rai, und ich habe den tiefsten Eindruck von der Geschicklichkeit und zugleich dem menschlichen Wohlwollen erhalten, mit dem er im Auftrage des Fürsten seine Maßnahmen nach den erwähnten Gesichtspunkten traf. Unvorhergesehene Regenfälle wandten damals noch das größte Übel ab. Während der Reise Sr. Kgl. Hoheit des Kronprinzen hatten wir einen besonders kühlen Winter und die erfahrungsgemäß in Nord-Indien die winterliche Dürre unterbrechenden sogenannten Christmas-Regen, die gewöhnlich drei Tage dauern, erstreckten sich über mehrere Wochen. Infolgedessen waren diesmal alle Wasserreservoirs gefüllt, und eine friedliche Stimmung herrschte im Lande. In diesem Sommer dagegen, während ich vorliegende Zeilen für den Druck niederschreibe, höre ich leider durch Privatbriefe aus Indien, daß der Monsun-Regen erschreckend spärlich gewesen sein soll, so daß das Gespenst einer größeren Hungersnot wieder am Horizont steht.

Die Engländer versuchen aber auch in wahrhaft großartigem Maß-

stabe, für die Bevölkerung in Indien neuen anbaufähigen Boden zu gewinnen und so ihren Lebensraum zu erweitern. Wiederholt berührten wir bereits das gewaltige Kanalisationssystem, das sie in Indien geschaffen haben und immer noch weiter ausbauen. Allein im Panjab sind dadurch acht Millionen Acres Neuland fruchtbarster Art hinzuerobert und weitere fünf Millionen schon bebauten Landes gegen die Gefahr des Verdurstens in ungünstigen Jahren geschützt worden. Aber was dadurch hervorgerufen wird, ist ja eigentlich nur ein *circulus viciosus*; in diesem gesicherten Lande vermehrt sich die Bevölkerung nur um so rascher, und binnen kurzem ist auch hier Übervölkerung da.

Auch hier zeigt sich, daß an sich segensreiche Schöpfungen unheilvolle Folgen zeitigen können. Gerade jene moderne Erschließung des Landes durch Zugangswege, die in Hungersnöten rasche Hilfe ermöglicht, hilft anderseits die Gefahr vermehren. In früheren Zeiten, als der Bauer noch abgeschlossen von der Außenwelt dahinlebte, speicherte er das Getreide, das er nicht verzehren konnte, auf. Heute ermöglichen ihm die Transportwege, es dem Weltmarkt zuzuführen. Große Handelshäuser, wie die griechische Riesenfirma Ralli, kaufen im ganzen Lande das Getreide auf. Das Geld, das der Bauer dafür erhält, ermöglicht ihm vielleicht die Befriedigung manches früher nicht gehegten Luxusbedürfnisses; er legt auch wohl davon zurück. Wenn nun aber eine Hungersnot eintritt, so ist er sofort ohne die früheren Hilfsquellen; er verzehrt sein Saatkorn, das Geld, das er vielleicht besitzt, verliert in der die Hungersnot begleitenden Teuerung plötzlich seinen Wert, und er steht weit rascher als früher gegenüber dem Nichts. Schwer ist zu denken, wie hiergegen Abhilfe geschaffen werden könnte. Es ist wohl nicht möglich, den Bauer durch gesetzgeberische Maßregeln auf den ehemaligen Kulturzustand der reinen Naturalwirtschaft zurückzuschrauben.

Ja sogar die Gerechtpflege, die die Engländer gebracht haben, wirkt hier in gewissem Sinne verhängnisvoll. Wenn früher die vielleicht schlimmste Pest Indiens, der eingeborene Wucherer, es mit dem Bauern gar zu arg trieb, dann schlug der Bauer ihn einfach tot, und darum sah dieser sich etwas vor. Heute ist solche Selbsthilfe ausgeschlossen, und der englische Richter muß oft selber widerwillig seinen Arm leihen, um dem alle Maschen des Gesetzes kennenden Schurken zur Eintreibung seiner Forderungen zu verhelfen.

Im Zusammenhang mit diesen Fragen steht ein anderer Grund für die wachsende Unzufriedenheit in Indien, der wohl in der Tat einen der dunkelsten Punkte der britischen Herrschaft berührt. Man kann ihn als die zunehmende Agrarisierung Indiens bezeichnen.

Schon immer hat der größte Teil der Inder vom Ackerbau gelebt;

aber es haben daneben doch mannigfache Gewerbe bestanden, die in früheren Jahrhunderten einen Weltruf genossen, wie Stickereien, Webereien, Juwelierarbeiten, Waffenschmiedereien, Schnitzereien u. a. m., und die einem großen Teil der Bevölkerung eine höhere Lebenshaltung ermöglichten. Seit Entwicklung der eigenen heimischen Industrie hat England systematisch durch seine Zollgesetzgebung und durch die Überschwemmung Indiens mit billigen englischen Massenwaren die indischen Gewerbe vernichtet und immer mehr Volksteile in den kleinen Ackerbau hineingedrängt und damit auf die tiefste Stufe des Lebensunterhalts.

Auch das aber ist etwas in der Natur der Sache Liegendes, wofür es eine grundsätzliche Änderung nicht geben wird. England ist doch nun einmal ganz Industrieland und kann seine größte Kolonie nicht zum industriellen Nebenbuhler werden lassen, muß sie sich vielmehr so viel wie möglich als Markt entwickeln. Die Führer der indischen Bewegung rufen nach Schutzzoll für Indien, fordern von der Regierung energische Begünstigung der indischen Industrie; aber es ist klar, daß diese solchen Wünschen stets nur soweit nachgeben kann, als die Interessen der englischen Fabrikanten und Arbeiter daheim nicht geschädigt werden; vollends jetzt, wo die parlamentarische Macht der Arbeiter in Groß-Britannien so zunimmt.

In Erkenntnis dieser Tatsache haben einige indische Enthusiasten auch den Versuch gemacht, ohne Hilfe der Engländer, ja im bewußten Kampf mit ihnen, eine neue eigene, indische Gewerbetätigkeit ins Leben zu rufen. Das ist die vielgenannte Swadeschi-Bewegung. Swadeschi bedeutet: im eigenen Lande hergestellt. Verbunden war dieser Gedanke mit dem eines patriotischen Boykotts gegen die im Auslande erzeugten Güter. Vorläufig ist aber diese Bewegung, schon infolge des Mangels an Kapital, an Organisation der Massen, und an den erforderlichen, nicht mit einemmal aus der Erde zu stampfenden industriellen Fähigkeiten, ziemlich ergebnislos geblieben, und wird es bei der gegebenen Politik der Regierung auch wohl künftig bleiben. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß die Regierung, dem Drängen jener Führer nachgebend, neuerdings hier und da Versuche macht, einheimische Gewerbetätigkeit zu heben, insbesondere des Kunsthandwerks. Allein es bleiben naturgemäß laue und halbe Maßregeln, denn die ganze Frage ist eben auch ein unlösbares Problem.

Noch ein weiterer, mit dem Ackerbau zusammenhängender Ursprung von Unzufriedenheiten sind die Grundsteuern, die Landrevenue, die England von den Bauern erhebt, und die die wichtigste Grundlage der indischen Finanzen bilden. Die Engländer haben das System dieser Landrevenue bereits von den Großmoguln übernommen, sie fordern ohne Frage erheblich weniger als jene und treiben sie milder ein. Trotzdem wollen

die Klagen über unerträgliche Härte und Unbilligkeit nicht verstummen. Es ist äußerst schwierig, in der Fülle widerstreitender Anschauungen auch englischer Autoritäten selbst darüber klar zu sehen. Indessen daß bei den Eingeborenen das Mißvergnügen über diese Steuern besteht, und daß ihnen alle möglichen schlimmen Wirkungen zugeschrieben werden, ist zweifellos; ebenso aber auch, daß in der Hauptsache daran wenig geändert werden kann ohne schwerste Erschütterung für die indische Finanzwirtschaft.

Noch erheblich bedenklicher als diese materiellen Fragen sehen einige geistige aus, die sich neuerdings in bedrohlicher Weise entwickeln. Auch sie gehen zum großen Teil auf etwas zurück, was wir sonst gewohnt sind, als segensreiche Wirkung einer Herrschaft anzusehen, nämlich auf die Bildung und Bildungsmöglichkeiten, die die Engländer den Indern gebracht haben.

Seit Macaulays zündendem Wirken dafür hat die englische Regierung sich entschlossen, den Indern eine Schulbildung nach englischem Muster zu geben, angesichts der Größe des Objekts ein Experiment, das Val. Chirol in seinem höchst wertvollen Buche „The Indian Unrest“ (S. 238) mit berechtigtem Stolz als beispiellos in der Weltgeschichte bezeichnet, „*a more arduous experiment even than that of governing the 300 millions of India with a handful of Englishmen. Many nations have conquered remote dependencies inhabited by alien races, imposed their laws upon them, and held them in peaceful subjection, though even this has never been done on the same scale of magnitude as by the British rulers of India. We alone have attempted to educate them in our own literature and science and to make them by education the intellectual partners of the civilization that subdued them*“. Die Engländer haben im Lauf der Zeit eine Fülle von Schulen über das ganze Land hin teils selbst gegründet, teils ihre Gründung angeregt. Mit großem Eifer und eben solchem Erfolg nehmen die Inder diese Gelegenheit auch wahr, und die ersten Ergebnisse waren für England sehr erfreulich. Es waren die besten, geistig am höchsten stehenden Kreise, die sich der neuen Bildung zuwandten, sich für die liberalen Ideen des Westens begeisterten und eine Schar verständnisvoller Freunde Englands und tüchtige einheimische Beamte lieferten. Bald aber wendete sich das Blatt, als die Aussicht auf bessere Beförderung einen Massenandrang auf die Schulen hervorrief, aus immer niedrigeren Schichten der Bevölkerung; als infolgedessen die Qualität der Erziehung durch Lehrermangel sinken mußte; ja als es sich bald in der Hauptsache dann überhaupt nicht mehr um wirkliche Bildung, sondern nur um oberflächliches Ableisten der Examina handelte, die zu Staatsanstellungen berechtigten. Die Folgen sind heute unheilvollster Art geworden. Die so erzeugte Halbbildung schafft für das Leben praktisch

unbrauchbare Menschen. Sie macht sie ferner unglücklich dadurch, daß sie ihre bisherige primitive Weltanschauung zerstört, ohne ihnen einen Ersatz dafür geben zu können. Denn das Christentum hat die gebildeten Schichten in Indien bisher nicht für sich gewinnen können. Endlich wird durch die Masse der abgelegten Examina eine solche Sintflut von Anwärtern auf öffentliche Stellungen geschaffen, daß sie nicht entfernt befriedigt werden könnten, selbst wenn alle Stellen nur mit Eingeborenen besetzt würden. So geraten diese Leute in wirtschaftliches Elend, erbittern sich in untergeordneten Lebenslagen, und ein geistiges Proletariat schlimmster und politisch schwierigster Art ist damit gegeben.

Das Erziehungsexperiment der Engländer war um so gewagter, als es geeignet ist, die Vorstellung der geistigen Überlegenheit des Engländers zu zerstören, auf der doch schließlich eigentlich seine Macht im Volke beruht. Das Schulwissen ist ja ohnehin des Engländers Stärke nicht eben, und so eignen sich die geweckteren unter den Indern mit spielender, sie selbst verblüffender Leichtigkeit die gleiche, ja eine höhere geistige Bildung als ihre englischen Herren an; sie übertreffen sie in der Kenntnis ihrer eigenen Geschichte, in der Beredsamkeit in ihrer eigenen Sprache, in der scharfsinnigen Auslegung ihrer eigenen Gesetze, und das Ergebnis ist eine, natürlich unberechtigte, aber doch sehr bedenkliche Mißachtung. Ganz besonders bei den gewandten, intellektuell äußerst regen Bengali ist das der Fall. Ich hatte 1906 ein sehr interessantes Gespräch mit dem bekannten Wortführer der Swadeschi-Bewegung und der Bengali überhaupt, Surendranath Banerjee in Kalkutta, in der er mir sein Erstaunen darüber nicht verhehlen konnte, wie es doch möglich sei, daß diese eigentlich unwissenden und dummen Engländer über Indien herrschten. Der Mann hatte gar nicht erfaßt, daß nicht die intellektuellen, sondern die moralischen Eigenschaften der englischen Rasse, die dem Inder fremden ethischen und Willenskräfte des weißen Mannes die Ursache davon sind.

Diese Bengali-Babu (babu = eigentlich „Herr“ ist die Bezeichnung des besseren Schulgebildeten in Bengalen) fühlen weiterhin auch, daß die große, minder intelligente Masse des indischen Volkes für sie das widerstandsunfähige Objekt einer höchst vorteilhaften Unterdrückung und Ausnutzung sein würde, wenn nicht diese fremden Herren schützend die Hand darüber hielten. Gelänge es, die Engländer zu beseitigen, so glauben sie, müsse ihnen die Herrschaft über Indien zufallen. Der Engländer, der ganz und gar Mann der Tat ist und nur für diejenigen Eigenschaften am Manne Schätzung hat, die er als „männlich“ anerkennt, verachtet die Babus als „Schwätzer“, als unkriegerische, den Leibesübungen abholde Weichlinge, aufs tiefste. Aber nicht ganz mit Recht; denn das Wort, das sie glänzend beherrschen, kann in Indien mächtiger werden, als dem Eng-

länder lieb sein kann. Die Befähigteren unter ihnen üben schon heute als populäre Rechtsanwälte, als leidenschaftliche Journalisten, als Wanderagitatoren höchst gefährlichen Einfluß aus; sie tragen die Saat der Unruhen in immer weitere Teile des indischen Volkes hinein.

Die bedenklichen Folgen, die das Erziehungsexperiment in Indien gehabt hat, werden heute von allen einsichtigen Engländern wohl erkannt; allein ein Zurück gibt es auf dem einmal beschrittenen Wege nicht. England kann das gewährte Schulwesen nicht wieder unterdrücken. Es versucht nun sein Heil im Gegenteil in einer Verbreiterung der Bildung, in einer Verbesserung des bisher zugunsten der höheren Schulen vernachlässigten unteren und mittleren Schulwesens, in der Hoffnung, dadurch die große Menge verständnisvoller und der Agitation minder zugänglich zu machen. Der Gedanke ist ebenfalls vornehm und groß; ob er aber zu dem gewünschten Ziele führt, erscheint mehr als zweifelhaft.

Ein weiteres Problem von großer Tragweite mag nun mit dem Schlagwort gekennzeichnet sein: die Herausbildung einer indischen Nation.

Die Inder sind ethnographisch, wie wir gesehen haben, nichts weniger als eine einheitliche Nation; ebensowenig historisch. Erst durch die Briten sind alle die Völker Indiens zum erstenmal zu einer politischen Einheit zusammengeschlossen worden. Ein Wille regiert heute in Indien bis in die entlegensten Winkel; ein Verwaltungssystem, ein Gesetz gilt u. s. f. Ja sogar eine einheitliche Sprache ist zum erstenmal vorhanden, in der sich alle gebildeten Inder verständigen können — das Englische! Die natürliche Folge ist, daß sich zum erstenmal in den Köpfen, wenigstens der Gebildeten unter den Eingeborenen, die Vorstellung von einer Gemeinsamkeit aller indischen Interessen, die Idee einer einheitlichen indischen Nation herauszubilden beginnt. Das eigentümliche, rätselvolle Fluidum, das seit einigen Menschenaltern und heute mehr als je durch anscheinend alle Völker der Erde geht und überall die Entstehung und Steigerung des Nationalgefühls bewirkt, macht sich auch in Indien fühlbar und unterstützt diesen Prozeß. Nationalgefühl ist vor allem das Gefühl eines Gegensatzes gegen andere Nationen, und so offenbart sich dies auch in Indien in erster Linie als gemeinsame Feindschaft gegen den fremdrassigen Herrn. Auch hier, wie in ganz Asien, hat das außerordentliche Ereignis des Sieges der Japaner über die Russen und die Niederwerfung einer europäischen Großmacht durch eine asiatische Nation, bedeutend dazu beigetragen, nationale Instinkte zu erwecken.

Sicherlich stehen der Entwicklung dieses Nationalgefühls gerade in Indien mit seinen religiösen und sozialen Trennungen größere Hindernisse entgegen, als irgendwo anders, und sie geht außerordentlich langsam vor

sich. Aber höchst bedenklich ist die Erscheinung darum doch. Denn wir erinnern uns, daß die Herrschaft Englands ja doch nur möglich ist durch das *Divide et impera*; ein wirklicher Zusammenschluß auch nur eines beträchtlichen Bruchteils der Massenkräfte Indiens müßte ja die numerisch so überaus geringe Macht der Engländer unfehlbar in die Luft sprengen.

Schon ist ein gewisser Krystallisationsansatz für ein eingeborenes Parlament Ganz-Indiens gegeben in dem sogenannten National-Kongreß, einer Wanderversammlung gebildeter Inder aus allen Teilen des Reiches, aus den verschiedensten Religionen und Berufen, die seit den Achtzigern des vorigen Jahrhunderts jedes Jahr in einer anderen großen Stadt Indiens zusammentritt, und wo öffentliche Fragen Indiens vor vielen Tausenden von Zuhörern von eingeborenen Rednern mit Freimut und politischer Leidenschaft erörtert werden, äußerlich in den Formen großer Loyalität gegen England, innerlich mit wachsender Gegnerschaft dagegen. Früher begünstigten die Engländer diesen Kongreß, weil sie darin ein gutes Mittel sahen, die Stimmung des Volkes kennen zu lernen. Neuerdings fangen sie indessen an, nervös zu werden, je mehr sich der Kongreß rein zu einem Forum heftigster Angriffe gegen die Regierung entwickelt. Nach und nach sind auf diesem Kongreß die Parsi, die Muhammedaner majorisiert und verdrängt worden, so daß er immer mehr zu einer Kampforganisation der Hindu gegen England wird.

Am weitesten fortgeschritten ist der Prozeß der Herausbildung einer einheitlichen Nation in den Gegenden, die, wie wir zeigten, die größte heute nach Art und Sitte einheitliche Bevölkerungsrasse besitzen, in Bengalen. Die etwa 70 Millionen Bengali sind nach ihren Wortführern heute schon eine Nation, geberden sich ganz als solche und wollen von der Regierung als solche behandelt sein.

Die letztere hat die darin liegende Gefahr vollkommen erkannt, und Lord Curzon führte darwider den Gegenschlag der berühmten Teilung der Provinz Bengalen im Jahre 1905. Der ganze Osten des bisher von Kalkutta aus verwalteten Ganges-Brahmaputra-Landes wurde zu einer besonderen Provinz mit der Hauptstadt Dakka gemacht.

Begründet wurde diese administrative Maßregel nach außen mit der — in der Tat vorliegenden — Erforderlichkeit, die Verwaltung dieses riesigen, menschenwimmelnden Gebietes zu erleichtern. In Wahrheit zweifelte niemand daran, daß sie in erster Linie einen doppelten politischen Zweck verfolgte. Einmal galt es, die im östlichen Bengalen in großen Mengen lebenden Muhammedaner, die bisher in der Gesamtprovinz keine Rolle spielen konnten, durch die Abzweigung des fast rein hinduistischen West-Bengalens relativ zu stärken und sie als Gegengewicht gegen den überhandnehmenden Hinduismus zu verwerten. Zweitens sollte der

weiteren nationalen Vereinheitlichung der gesamten Bengali, die bereits Kalkutta als ihre nationale Hauptstadt ansahen, ein Riegel vorgeschoben werden.

Die Bengali erkannten dies auch und erhoben den leidenschaftlichsten Einspruch dagegen, sie veranstalteten — der vorhin genannte Surendranath Banerjee an der Spitze —, Riesenprotestversammlungen, große religiöse Bittgänge, sie appellierten an das englische Parlament, sie versuchten zuletzt die Engländer durch die erwähnte, auf Schaffung einer eigenen Industrie zielende Swadeschi-Bewegung und einen gleichzeitig verkündeten Boykott aller englischen Waren an der empfindlichen Stelle ihres Geldbeutels zu treffen. Eine Maßregel, die — sehr bemerkenswerterweise — unzweifelhaft nach dem Muster des damaligen erfolgreichen Boykotts der Chinesen gegen Nord-Amerika gebildet war. Schweigend, mit einer Art olympischer Verächtlichkeit, führte Lord Curzon die Maßregel durch.

Er hatte bei seiner Kenntnis der bengalischen Art mit Recht darauf gerechnet, daß ein ernsthafter Massenaufbruch aus derartigem Grunde nicht zu entfachen und daß Swadeschi und Boykott ein Fehlschlag sein würden. Er hatte ferner mit Recht darauf gerechnet, daß die — durch die Natur ihres Landes begünstigt — weichliche, unkriegerische Art der Bengalen die Gefahr einer kriegerischen Massenempörung der bengalischen „Nation“ ausschließen würde.

Allein nicht gerechtfertigt hat sich bisher die Voraussicht, daß sich die Gemüter mit der vollzogenen Tatsache binnen kurzem wieder beruhigen würden. Im Gegenteil, die Wut über die *partition of Bengal* glüht in den Gemütern der führenden Intelligenzen fort, und sie ist jetzt in das viel gefährlichere, weil schwer kontrollierbare Fahrwasser der geheimen Verschwörungen und der terroristischen Anschläge geleitet.

Zu Hilfe kommt ihr eine noch weit tiefergehende Bewegung, die wir als das letzte und drohendste aller indischen Probleme behandeln wollen, eine Bewegung höchst überraschender Art, die aber um so gefährlicher ist, als sie im tiefsten Urgrunde des Antagonismus zwischen Indern und Engländern wurzelt. Das ist die neuerdings auftauchende religiöse Reaktion der Hindu gegen die westliche Kultur und ihre Träger.

Wir führten aus, daß ursprünglich die liberalen Ideen von den Hindu mit Begeisterung aufgenommen wurden, daß dann aber eine innere Zerrissenheit eintrat. Jetzt breitet sich unter der gegenwärtig emporstrebenden Generation eine leidenschaftliche Propaganda für Rückkehr zu den alten Göttern aus. Gerade der Kult der düstersten, bizarrsten Götterdämonen, Schiwas und der blutigen „Mutter“ Kali, wird mit fanatischem Eifer ge-

predigt und organisiert. Ohne Frage liegt bei den Führern dieser Bewegung zum großen Teil politische Berechnung zugrunde, allein doch nicht ganz und gar. Es offenbart sich darin auch unbewußt ein Haß und Widerstand tiefster Art, der ganze Gegensatz des orientalischen Wesens gegen das europäische, und es ist gar nicht zu verkennen, daß die Bewegung in der Jugend einen ausgesprochenen idealistischen Charakter hat. Aus diesem zum Selbstopfer bereiten Idealismus des einzelnen heraus muß man auch einen großen Teil jener neueren Bombenattentate verstehen, mit denen die Autorität der Regierung erschüttert, Ratlosigkeit in ihre Reihen getragen und die Phantasie der Volksmassen zum Widerstande aufgepeitscht werden soll.

Valentin Chirol nennt es in dem erwähnten Buche die alarmierendste aller Erscheinungen in Indien, daß gerade die Jugend den Engländern völlig entgleitet. Und er erkennt eine der wesentlichsten Triebfedern der neuen antienglischen Bewegung in den Brahmanen, die ihre mehrtausendjährige Herrschaft über die Gemüter der Inder durch die modernen Ideen in Frage gestellt sehen. Bisher hatten sie, überall die höchsten Intelligenzen des Landes, sich am leichtesten die Künste der modernen Bildung angeeignet und dadurch ihre Stellung nur noch befestigt. Wo aber jetzt allmählich auch breitere Schichten daran teilnehmen sollen, besorgen sie eine Lockerung ihrer Autorität und beginnen nun ihren ungeheuren Einfluß gegen die westliche Bildung und westliche Art überhaupt in die Wagschale zu werfen.

Zwar versicherten mir Männer von Scharfsinn und Kenntnis Indiens, wie z. B. Sir John Hewett, daß Chirol hier mit Unrecht Erfahrungen, die er in einigen Teilen Indiens, insbesondere in Puna, gemacht habe, auf das ganze Land ausdehne. Indessen die Veranlassung zu einer antienglischen Stellungnahme der Brahminenkaste ist in der Tat eine zu natürliche, als daß sie nicht mit der Zeit allgemein werden müßte. Und daß diese Heiligen dann die religiösen Instinkte entfesseln werden, liegt auf der Hand.

Hierin aber liegt nach wie vor auch heute die allergrößte Gefahr in Indien, ich möchte beinahe sagen, zur Zeit die einzig ernsthafte. Materiell ist die Stellung der Engländer gegenwärtig so stark, daß an einen erfolgreichen Aufruhr nicht zu denken ist. All dem Zorn, der aus den vorher angeführten Quellen entspringt, könnte die indische Regierung getrost ins Auge sehen, so lange sie im sicheren Besitz ihrer vortrefflichen Armee ist. Die organisationslosen, militärisch ungeübten, der Waffen entbehrenden Volksmassen können ihr nicht gefährlich werden. Die Gefahr liegt genau an derselben Stelle, wo sie 1857 lag, nämlich in der nie ganz gewissen Treue der Eingeborenen-Truppen. Kommen diese zum Wanken, dann ist die Lage Englands höchst gefährlich. Alle die entwickelten Unzufriedenheiten

können dazu beitragen, am wirksamsten aber bei der Natur des Inders die Religion.

Zweifelloos ist England heute in Bezug auf die *Native Army* weit vorsichtiger als seinerzeit. Beispielsweise hat es seitdem, mit ganz geringen Ausnahmen, die Artillerie und die Arsenale ausschließlich den weißen Truppen anvertraut. So erscheint auch selbst im Fall eines erneuten Sepoy-Aufstandes die Gefahr nicht so groß wie damals. Außerdem gestattet die raschere Verbindung mit anderen Teilen des britischen Weltreichs ein schnelleres Heranziehen auswärtiger Hilfskräfte. Alles in allem möchte ich daher bei der gegenwärtigen Weltlage trotzdem eine akute Gefahr für Englands Stellung in Indien nicht sehen. Anders aber steht es vielleicht mit der Zukunft. Die Fülle und die Tragweite der Probleme ist eine sehr große, die Unlösbarkeit der meisten von ihnen liegt anscheinend so auf der Hand, daß große Sorge gerechtfertigt ist.

Eine besondere Verstärkung der Schwierigkeit der Lage würde sich sicher noch ergeben, wenn England einmal in irgend welchen Verwickelungen anderswo auf der Erde eine schwere Einbuße seines Prestige erleiden sollte.

Einsichtsvolle Politiker Englands teilen auch die Sorgen in Zukunft in Indien durchaus. Sie nehmen ihnen gegenüber aber auch die Stellung ein, die einer männlichen Nation, wie es die Engländer sind, würdig ist. In diesem Sinne schließt Lord Curzon sehr schön seinen am 19. Oktober 1909 vor der Philosophischen Gesellschaft zu Edinburg gehaltenen Vortrag über Indiens Stellung im britischen Weltreich: „Vor allem aber gedenket: Indien ist nach wie vor der große Prüfstein des britischen Charakters und Heldentums; es gilt, hohen Mutes und voll ernststen Selbstvertrauens vorwärts zu schreiten und bis zum Ende auszuhalten“.

Deutschlands Stellung zu Englands Schwierigkeiten.

Zum Schluß meiner Ausführungen möchte ich noch dem bei den Spannungen zwischen uns und England naheliegenden Gedanken entgegen-treten, daß es für uns Deutsche von Vorteil sein würde, wenn die englische Herrschaft in Indien zusammenbräche. Ich glaube, das gerade Gegenteil ist richtig. Seit Japans Sieg über Rußland und dem daranschließenden Erwachen des Ostens wissen wir, daß die große Frage, ob der weißen Rasse und ihrer Kultur endgültig die Herrschaft auf dem Erdball gehört, noch keineswegs so positiv entschieden ist, wie wir früher glaubten, sondern daß der eigentliche Entscheidungskampf darum, mag er sich nun vorwiegend kriegerisch oder wirtschaftlich abspielen, erst noch bevorsteht. In diesem Kampfe müssen alle weißen Nationen solidarisch fühlen, wenn der Sieg unser bleiben soll. Nun ist Indien diejenige Gegend der Erde, wo die Überlegenheit der weißen Rasse über die farbige am augenfälligsten bewiesen